
Fachgruppe Psychologie der Kommunikation und Ihrer Störungen

Tagungsbericht zur 36. Arbeitstagung der Fachgruppe „Psychologie der Kommunikation und ihrer Störungen“

Die 36. Arbeitstagung der Fachgruppe „Psychologie der Kommunikation und ihrer Störungen“ fand am 6. und 7. Mai 2021 in einem digitalen Format statt, nachdem die 35. Arbeitstagung in 2020 pandemiebedingt hatte abgesagt werden müssen. Obwohl die reguläre Tagungsstätte, das Schloss Rauschholzhausen (Tagungsstätte der Uni Gießen), teils natürlich ein wenig vermisst wurde, fand die auf zwei halbe Tage verkürzte Tagung mit mehr als 50 Teilnehmer*innen regen Zulauf. Fachlich vorbereitet wurde das Programm von Beyhan Ertanir (Windisch) und Susanne Vogt (Frankfurt). Dank der Initiative der bdp-Sektionsvorsitzenden Inge Neiser (Eppelborn) konnte die Teilnahme für Psychotherapeut*innen mit 9 Kammerpunkten zertifiziert werden. Die beiden bereits für das Vorjahr eingeladenen Experten Peter B. Marschik (Göttingen) und Heike Kühn (Würzburg) waren bereit, Ihre Keynote-Vorträge auch innerhalb einer Videokonferenz zu halten.

Der erste Tag begann also mit Peter B. Marschik (Göttingen), der in ein Modell zur Früherkennung von Entwicklungsstörungen einführte. Die verhaltensbiologischen Hintergründe des neurofunktionellen Modells wurden von Beobachtungen von Charles Darwin, der die Entwicklung seines Sohnes genau beschrieb, über die vier ethologischen Fragen von Tinbergen nach den Ursachen von Verhalten bis hin zu modernen Methoden zur Verhaltensbestimmung beleuchtet. Neuronale Voraussetzungen des sich entwickelnden Organismus, die als angelegtes Muster in den verschiedenen Modalitäten (z.B. motorisch, visuell, verbal) vorliegen und in der individuellen Entwicklung durch umweltabhängige Reifungs- und Lernprozesse ausdifferenziert werden und sich gegenseitig bedingen, wurden in ihren altersspezifischen Funktionen erläutert. Illustriert wurde dies u.a. an der Zeigegeste, die bereits dem Fötus als motorisches Muster angelegt ist, aber erst vom Kleinkind in sozial-kommunikativer Funktion eingesetzt bzw. verstanden wird. Passend zum Fokus der Arbeitstagung wurde dann die verbale Modalität genauer in den Blick genommen. So können Analysen von Säuglingsvokalisationen diagnostische Anhaltspunkte für sonst oft erst viel später entdeckte Entwicklungsstörungen liefern: Das Rett-Syndrom z.B. ist eine genetisch bedingte Störung bei Mädchen, die nach zunächst unbeeinträchtigt wirkender Entwicklung im ersten Lebenshalbjahr zu Entwicklungsverzögerungen und -rückschritten führt und oft erst im Vorschulalter diagnostiziert wird. Dabei lassen sich bereits in den ersten Lebensmonaten bei den betroffenen Kindern z.B. charakteristische Vokalisationen beim Einatmen feststellen. Weitere Klassifikationsexperimente mit frühen Lautäußerungen ergaben bereits gute Erkennungsraten für weitere Störungsbilder wie z.B. frühkindlichen Autismus. Sie können dazu beitragen, domänenübergreifende Muster zu identifizieren, die -- unter einem entwicklungs-systemischen Blickwinkel -- frühere und präzisere Entwicklungsvorhersagen möglich machen als bisher.

Den kommunikativen Entwicklungsstand bei älteren Kindern zu erfassen, die noch wenig lautsprachlich kommunizieren, bildet eine eigene Herausforderung. Hierzu stellten Christina Müller und Maren Aktas (Bielefeld) den von ihnen entwickelten KOMM-Elternfragebogen vor. Um Förderziele für die

Sprachanbahnung ableiten und Therapieerfolge abbilden zu können, erfasst er das vorsprachliche, intentionale Kommunikationsverhalten „minimal-verbaler“ Kinder. Um die Qualität des Kommunikationsverhaltens einschätzen zu können, werden den Eltern typische Kommunikationssituationen aus unterschiedlichen pragmatischen Feldern vorgelegt. Für jede Kommunikationssituation sollen die Eltern beurteilen, ob und wenn ja, wie häufig das Kind unterschiedlich komplexe Kommunikationsmittel verwendet. Fallbeispiele verdeutlichen, dass vordergründig vergleichbar nicht-sprechende Kinder dennoch ganz unterschiedliches Kommunikationsverhalten aufweisen können: eines reagiert noch präintentional mit Schreien und Jammern, ein anderes kommuniziert bereits intentional mit verschiedenen vorsymbolischen Kommunikationsmitteln. Vorgestellt wurden Ergebnisse einer längsschnittlichen Pilotierung des Bogens an typisch entwickelten Kindern im Alter von 12 bis 24 Monaten. Derzeit werden Normierungsdaten erhoben - bis der KOMM-Bogen erhältlich sein wird, dauert es also noch etwas.

Unter welchen Bedingungen Videoaufnahmen erfolgreich zur Reflexion über Sprachförderkompetenzen bei (angehenden) Lehrkräften eingesetzt werden können, haben Birte Alber und Katharina Hoge (Bremen), Nadine-Elstrodt-Wefing (Dortmund) und Anja Starke (Bremen) mittels einer Onlinebefragung untersucht. Verglichen wurden zwei Bedingungen, in denen zur Reflexion über Sprachförderkompetenzen im Unterricht den teilnehmenden Lehramtsstudierenden und bereits berufstätigen Lehrkräften entweder nur ein Video gezeigt oder zusätzlich auch das Transkript zur Verfügung gestellt wurde. Die ersten Ergebnisse bezüglich der ermittelten Akzeptanz der Fremdvideos zur Reflexion wiesen darauf hin, dass eine hohe Akzeptanz in beiden Gruppen vorlag. Unterschiede in den Reflexionen der beiden Bedingungen fanden sich dahingehend, dass die Reflexionsergebnisse bei einem reinen Videostimulus qualitativ hochwertiger waren im Vergleich zum kombinierten Stimulus Video mit Transkript. Zu beachten ist hier jedoch die heterogene Zusammensetzung der beiden Gruppen in Bezug auf personenbezogene Aspekte. Die Auswertung der Daten eines zweiten Erhebungszeitraums steht noch aus. Mögliche Einflussfaktoren wie unterschiedliche Vorerfahrungen, Relevanz für das zugrundeliegende Seminar, vorangegangene Instruktionen und weitere wurden diskutiert. Ziel der Studie ist die Identifizierung positiver und negativer Faktoren bezüglich des Einsetzens von Videos für Reflexionen über sprachförderliches Verhalten, um diese im Kontext von Lehre und Weiterbildung berücksichtigen zu können und so den optimalen Nutzen aus videobasierten Reflexionen ziehen zu können.

Um linguistische Aspekte ging es im Vortrag zu der Studie von Julia Fuchs (Mainz), Ulrike Domahs und Christina Kauschke (Marburg), die den Erwerb der Artikel „ein“ und „der“ untersucht haben. Beim Erzählen wird ein neuer Referent zunächst mit dem indefiniten Artikel „ein“ eingeführt – der sich, sobald der Referent auch dem Zuhörer bekannt ist, bei der zweiten Erwähnung zum definiten „der“ wandelt. Die Literatur weist unterschiedliche Altersbereiche aus, ab wann Kinder diese Unterscheidung beherrschen. Julia Fuchs stellte Daten von Kindern im Alter von 4 bis 7 Jahren und Erwachsenen vor. Anhand kleiner Bildergeschichten mit farbigen Tieren wurde der Artikelgebrauch elizitiert. Während sich die Kinder bei der Verbalisierung bekannter Referenten erwachsenähnlich verhielten, zeigten selbst die Siebenjährigen bei der Versprachlichung neuer Referenten noch Schwierigkeiten. In einem

anschließenden Rezeptionsexperiment wurden Fragen gestellt, die im Hinblick auf neu/bekannt, also ein/der, variierten. Auch hier hatten Kinder aller Altersgruppen noch deutliche Schwierigkeiten zu verstehen, dass mit indefiniten Artikeln auf neue Referenten verwiesen wird. Insgesamt belegte die Studie die Erwerbsreihenfolge „definit vor indefinit“, wobei zukünftige Studien das genaue Erwerbsalter und die Erwerbsmechanismen weiter aufklären sollten.

Der letzte Vortrag des ersten Tages von Anja Starke und Katharina Hoge (Bremen) sowie Katja Subellok (Dortmund) widmete sich praktischen Problemen der Therapieforschung. Bei sprachtherapeutischen Störungsbildern mit geringer Prävalenz und hoher Heterogenität ist es schwierig, empirische Trainingsstudien an größeren Gruppen durchzuführen. So basieren viele Evaluationsstudien in der Mutismustherapie auf Einzelfalldarstellung bzw. -forschung. Während dabei qualitativ orientierte Einzelfallstudien vorherrschen, sind quantitativ orientierte Formen wie Zeitreihen-Untersuchungen eher selten. Sie verlangen alltagsnahe Messzeitpunkte in relevanten Lebensbereichen wie Kita oder Schulunterricht und sind in der Praxis sehr schwer zu realisieren, weil sie sehr von der Compliance z.B. der Lehrkräfte oder Pädagogischen Fachkräfte abhängen. Unterschiedliche Dokumentationsmöglichkeiten wie Apps oder das System LENA sowie Selbstberichte oder Tagebücher bei älteren Kindern wurden diskutiert – aber es bleibt eine große Herausforderung, im Feld und am Kind valide Daten zu erheben.

Der zweite Tag begann mit der Keynote von Heike Kühn (Würzburg), die einen Einblick in die theoriegeleitete Praxis der Leistungsdiagnostik bei hörgeschädigten Kindern gab. Ausgehend von den großen intra- und interindividuellen Unterschieden aufgrund der unterschiedlichen Hörhistorie dieser speziellen Population wurde klar, dass nicht nur die meist fehlenden Normen für hörgeschädigte Kinder eine Leistungsdiagnostik erschweren, sondern es auch fraglich ist, inwieweit die Intelligenzkonzepte übertragbar sind, wenn die Modalität *Hören* fehlt. Die sprachfreien Verfahren hingegen sind oft wenig geeignet, ein Leistungsprofil abzubilden und mögliche Teilleistungsschwächen zu erkennen und eine Aussage hinsichtlich der optimalen Therapie bzw. Förderung machen zu können. Kühn plädiert für einen entwicklungsneuropsychologischen Ansatz mit einer prozessbezogenen Diagnostik, die standardisierte Verfahren sinnvoll abwandelt und individualisiert-eklektisch verwendet. Dabei wird beispielsweise beobachtet, wie das Kind an eine Aufgabe herangeht – und nicht nur, ob es sie löst. Nur mit einem „clinical limit testing“, das Hilfestellungen, Zeitzuschläge u.ä. beinhaltet, kann bei solchen Kindern die Testfairness gewährleistet werden. Weitere Beobachtungen innerhalb und außerhalb der Testsituation sind für eine adäquate Diagnostik unerlässlich, um eben andere Beeinträchtigungen wie z.B. Aufmerksamkeits- oder Gedächtnisstörungen oder Dyspraxien bereichsspezifisch und exakt feststellen und eine dementsprechende Förderung zu ermöglichen. Diese Art der entwicklungsneuropsychologischen Diagnostik ist in der Literatur bislang wenig beschrieben, so dass der Vortrag insbesondere bei den Kolleg*innen aus der Praxis auf hohes Interesse stieß und eine Manualisierung wünschenswert erscheint.

In der Untersuchung von Markus Spreer (Berlin), Christian W. Glück (Leipzig) und Kirsten T. Wilhelms (Dresden) ging es um die kommunikativ-pragmatischer Kompetenzen bei Kindern im Übergang von der

Kita in die Schule. Basierend auf den curricularen Vorgaben von Bildungsplan und Grundschullehrplan wurden Beurteilungssitems aus gängigen Beobachtungsbögen für den Elementar- und Grundschulbereich entnommen. Sie wurden dann durch Pädagogische Fachkräfte in der Kita und Grundschullehrkräfte im Hinblick darauf eingeschätzt, wann eine kommunikativ-pragmatische Kompetenz bei der Mehrheit der Kinder als erworben vorausgesetzt werden kann. Die Einschätzungen beider Professionen unterschieden sich teils deutlich mit der Tendenz, ein bestimmtes Verhalten wie *so erzählen, dass es für andere interessant ist* jeweils am Ende der „eigenen“ Bildungszeit als für erworben zu halten. Die Diskussion thematisierte u.a. das institutionell bedingte unterschiedliche Bezugsalter, unscharf formulierte Items und möglicherweise zusätzlich auch Kenntnismängel im Hinblick auf Meilensteine der Sprachentwicklung. Insgesamt ist ein Vergleich schwierig, weil sich grundsätzliche Fragen nach den Testgütekriterien stellen, wenn bei den Items kein ausreichender Referenzrahmen angegeben wird.

Anna Machmer stellte eine in Zusammenarbeit mit Renate Soellner (Hildesheim) entwickelte Late-Talker-Kurzberatung für Eltern und pädagogische Fachkräfte in Krippen vor. Die auf zwei einstündige Sitzungen verteilte Kurzberatung enthält in komprimierter Form Infos aus dem Heidelberger Eltern-(HET) und Interaktionsntraining (HIT), vermittelt Grundlagen einer sprachförderlichen Grundhaltung und arbeitet auch mit Analysen elterlicher Videos. Sie kann z.B. dann zum Einsatz kommen, wenn aufwendigere Trainings wie HET oder HIT nicht oder noch nicht durchführbar sind. Eine Pilotstudie an zweijährigen Kindern, deren Eltern randomisiert der EG (Beratung) vs. der KG zugewiesen wurden, ließ später allerdings keine sprachlichen Unterschiede zwischen den Kindern erkennen. Die Zufriedenheit mit der Intervention und dem Material war jedoch bei Eltern wie Erzieherinnen hoch bis sehr hoch. Diskutiert wurde neben der geringen Größe der Stichprobe und den zu erwartenden Effekten durch Late Bloomer in beiden Untersuchungsgruppen u.a. auch, inwieweit die regional hohe Schulungsrate der Erzieherinnen mit dem HIT zum Ergebnis beigetragen haben könnte. Eine einstündige Variante der Beratung ohne Videos wurde in einer großen Kinderarztpraxis nach auffälliger U7 erprobt. Die Daten werden derzeit ausgewertet.

Im letzten Vortrag schließlich haben Franziska Egert, Anne-Kristin Cordes und Fabienne Hartig (München) die Ergebnisse ihrer beiden Metaanalysen zur Verwendung digitaler Bilderbücher in Sprach- und Schriftsprachförderung in der Kita vorgestellt. Internationale Studienergebnisse zeigen im Vergleich des Einsatzes digitaler Medien zum nicht-digitalen Kitaalltag große Effektstärken, die sich im direkten Vergleich zwischen E-Books und herkömmlichen Bilderbüchern auf einen mittleren Effekt einpendeln. Es zeigte sich ein Wiederholungs- und Dosierungseffekt – mehrfache Übungen helfen viel, wobei es um durchschnittlich 4-6 Sitzungen ging. Nur eine Handvoll Studien untersuchte die Frage, inwieweit durch spezifische Funktionen zeitgleich Wortschatz, Vorläuferfertigkeiten der Schriftsprache und erstes Lesen digital gefördert werden können. Für den Wortschatz ergab sich ein mittlerer Effekt an der Grenze zu hoch, wobei Wörterbuchfunktionen eine Rolle spielen. Für die phonologische Bewusstheit im weiteren Sinne fand sich ein schwacher Effekt, für das erste Lesen keine Wirkung. In der Diskussion wurde hervorgehoben, dass von Forschern entwickelte E-Books oft recht gut, kommerziell erstellte jedoch meist weniger geeignet sind. Hier finden sich anstelle der aus Fördersicht sinnvollen Funktionen wie Wörterbuch oder Silbentrennung oft unterhaltende, aber ablenkende Elemente. Empfehlungen für

fördergeeignete deutschsprachige E-Books konnten leider noch nicht ausgesprochen werden, aber bei der Stiftung Lesen ist immerhin gerade eine Datenbank mit empfehlenswerten Apps im Aufbau (www.lesenmit.apps).

Die Arbeitstagung wies also ein breites Themenspektrum mit grundlagen- und anwendungsorientierten Themen und Forschungsergebnissen auf und endete am Freitagmittag mit positivem Feedback der Teilnehmer*innen. Das Organisationsteam dankt allen Referent*innen und freut sich auf die 37. Arbeitstagung vom 19.-20. Mai 2022 – dann hoffentlich wieder mit persönlichem Austausch vor Ort (und möglicherweise auch hybrid).

Petra Korntheuer (Fachgruppenleitung, Wiesbaden)